

II. Die baulichen Regungen

Hierzu die Abbildungen 56 bis 88

A. Die bauliche Einzelaufgabe

1. **Lösungen.** Wenn wir nach den charakteristischen Erscheinungen dieses Zeitabschnittes ausblicken, ist es natürlich, daß die repräsentativen Leistungen zuerst ins Auge fallen.

Saben wir erst die praktisch-organisatorischen Aufgaben stark in den Vordergrund gerückt, die mit den Bedürfnissen der großen Stadt zusammenhängen, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß der Zeit nach 1870 auch eine große ideelle Aufgabe gestellt war, die baulicher Verkörperung bedurfte: die Macht des Staates, die in schwerem Ringen erwachsen war, suchte ihren Ausdruck in Bauten.

Das geschah zum Teil in ganz mißverständener Weise. Typisch für die Verirrungen solcher Staatsbauten ist beispielsweise das Wirken der mächtig emporblühenden Postverwaltung, die als fachliche Leistung ein Ruhmeskapitel des neuen Reiches darstellte. Sie hatte künstlerischen Ehrgeiz und machte es sich zum Ziel, ihre Bauten dem historischen Charakter der Städte anzupassen, in denen sie entstanden. Das wurde mit ungefähr dem gleichen Echtheitsgefühl durchgeführt, wie man sich in jener Zeit auf bürgerlichen Maskenbällen den Trompeter von Säckingen oder den Ritter Lohengrin vorstellte, und ergab so unutilgbare Ärgernisse, wie etwa am schönen Lübecker Rathausmarkt. Aber neben solchen Versuchen in national gefärbter Ausdrucksweise, die sogar Dialekte aus dem Stegreif zu meistern wäbnten, entwickelte sich für den repräsentativen Staatsbau zugleich ein Bautypus von einer unpersonlichen Monumentalität, den Deutschland bis dahin nicht kannte: ein regelmäßiges Gefüge vielfensteriger Trakte, in der Mitte zusammengehalten von einer Kuppel. Der Justizpalast in München (Friedrich von Thiersch), die Ruhmeshalle in Barmen (Erdmann Hartig), das Ministeriumsgebäude in Dresden (Heinr. Tscharmann), das Reichsgericht in Leipzig (Ludwig Hoffmann), das Reichstagsgebäude in Berlin (Paul Wallot), das sind einige der hervorragendsten Beispiele dieses Typus, der auch die großen Wettbewerbe dieser Zeit beherrscht. Es ist ein internationaler Typus, den die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts für den Begriff „Monumentalbau“ herausarbeitet; man findet ihn in Bukarest so gut wie in Nord- und Südamerika, vor allem aber auf den Reißbrettern der Pariser Ecole des Beaux-Arts, von denen er noch heute in alle Welt wandert. Innerhalb dieses Typus hat sich eine Kuppelform herausgebildet, die dieser Epoche eigentümlich ist: die unmittelbar aus dem Quadrat entwickelte, also eckige Kuppel. Es ist leicht erkennbar, woher die Form entspringt: sobald die Kuppel als mächtiges Oberlicht in Glas gedeckt werden soll, verträgt ihre Schale nicht die doppelte Krümmung der Rundkuppel, es sei denn, daß man zu der seltsamen

Auflösung in gläserne Lamellen kommt, die Lipsius auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden gewagt hat — der Volksmund hat sie „Zitronenpresse“ getauft. Friedrich Thiersch und Wallot konnten sehr wohl verantworten, was sie taten, aber sobald diese lichtgebende, an das Glas gebundene Funktion aufhört, wird die auffallende Vorliebe für diese Form nicht leicht verständlich. Ein auf Umrisswirkung berechnetes Gebilde, das in diagonaler Ansicht so völlig andere Verhältnisse seiner Kurven zeigt, wie in gerader Ansicht, zwingt zu Kompromissen, denen höchste Harmonie versagt bleiben muß. Werden solche Gebilde vollends als leere, für die Raumwirkung gänzlich unausgenutzte Atappen einem Bauwerk aufgestülpt, wie Hoffmann das beim Reichsgericht oder Hartwig bei der Ruhmeshalle in Barmen getan hat, so werden diese Bastardkuppeln zum Symbol monumentaler Hilflosigkeit. Man sieht, daß man diese Monumentalbauten nicht in eine Reihe stellen kann. Der Münchener Justizpalast wird schon durch die großartige Treppenhalle, die Thiersch unter seiner Kuppel entwickelt, zu den geistreichen Werken der deutschen Baukunst gerechnet werden, und Wallots Reichstagsbau wird darüber hinaus aus der nach vorwärts weisenden Strömung unserer Architektur nicht wegzudenken sein. Das mag im ersten Augenblick seltsam klingen, denn vierzig Jahre nach seinem Entstehen betrachtete ihn die junge Generation als den Inbegriff alles Überwundenen und Peter Behrens konnte bei einem Wettbewerb zu seiner Erweiterung allen Ernstes einen Vorschlag vorlegen, der sämtliche Formen glatt von seinem Körper abrafierte. Und doch empfand die junge Generation der neunziger Jahre die Art, wie selbständiges Temperament den Renaissancekodex in diesem Bau behandelte, als eine Befreiung. Wie an den Eckbauten, dem Mittelbau der Lennéstraße und in den Hallen des Inneren die gebändigte Üppigkeit des Ornaments gegen große glatte Flächen steht, das ließ eine neue unitalienische Art Monumentalität ahnen, deren Ausdruckskraft von der jüngeren Architektenschaft auf dem Papier stürmisch weitererprobt wurde. Die große Wirkung der Skizzen des am Reichstagsbau tätigen Otto Rieth war ein Zeichen noch unerlöster Sehnsucht. Man glaubte, in Wallot einen Mann zu finden, der noch weiter ins Freie führen würde, leider zu Unrecht, denn statt dessen führte er im Dresdener Ständehaus, des törichten Kampfes müde, den der Reichstagsbau ihm gebracht hatte, vorsichtig in bewährte Geschmacksbezirke zurück.

Die Rolle, die das Reichstagsgebäude in dieser Epoche spielte, ist nur verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, in welchem Maße der übliche Monumentalstil öffentlicher Bauten befangen war in einer sehr gekonnten, aber eben deshalb nicht weiterentwickelbaren italienischen Renaissance. Die Museumsbauten von Hugo Licht (1841—1923) in Leipzig, — das Völkerkunde-Museum in Berlin von Hermann Ende (1829—1907), das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. von Oskar Sommer haben nicht nur untereinander Familienähnlichkeit, sondern unterscheiden sich ihrem Eindruck nach nur wenig von etwa der Leipziger Universitätsbibliothek von Arwed Kossbach, oder auch den Banken,

die Martin Haller in Hamburg und Ende & Böckmann in Berlin in reicher Zahl gebaut haben. Das sind im allgemeinen vornehme Bauten, deren Inneres sich deutlich dem jeweiligen Zweck entsprechend zu individualisieren beginnt, deren Gesamthaltung aber dem Allerweltpalast verhaftet bleibt, der ja vor Zeiten in der That die Stätte von Kunstsammlung, Bibliothek und Bank gewesen ist. Um so mehr fällt es auf, wenn bereits in den Jahren 1877—81 in Berlin auf dem Gebiet des Museumsbaus ein so eigenartiges Werk entsteht, wie das Kunstgewerbe-Museum, ein Werk, das nicht der Konvention des Palazzo erliegt, sondern das in selbständiger Weise an die fruchtbaren Keime von Schinkels Bauakademie anknüpft. Das Innere, das sich um einen großen Lichthof entwickelt, sucht keine selbstherrliche Eigenwirkung, sondern stellt sich ganz in den Dienst seiner Bestimmung, überall aber verrät es eine feinfühlende Hand.

Es ist die Hand des Martin Gropius (1824—80), der seit 1866 mit Hermann Schmieden zusammenarbeitet. In ihm sehen wir einen Mann, der deutlich über den Durchschnitt seiner Zeit emporragt. Alles, was er anfaßt, trägt ein eigenes lebendiges Gepräge, ob das nun ein Krankenhaus ist oder ein Konzerthaus. Im „Gewandhaus“ zu Leipzig hat er für den letztgenannten Zweck einen Organismus entwickelt, der in seiner Art auch heute noch mustergültig ist. Die Garderobenanlage ist zum erstenmal als wesentlicher Teil der Aufgabe erkannt, ihr ist im Untergeschoß der gleiche Raum gegönnt, wie dem Konzertsaal darüber, und die Harmonie des inneren Verkehrs, die der Architekt erzielt hat, wird jeder voll Dankbarkeit empfinden, den die Harmonie der Töne, die hier erklingen, ergriffen hat. Daß diese Klarheit des Organismus auch nach außen im Aufbau der Massen hervortritt, verleiht dem Bauwerk jene im besten Sinne anspruchlose Selbstverständlichkeit, die in dieser Zeit so selten ist. Gropius ist ein echterer Erbe Schinkels, als alle dessen Schüler. Nach diesem Vorgang wird der Konzertsaal in den nächsten Jahren eine bauliche Sonderaufgabe neben dem Theater. Oftmals wird er noch etwas lieblos mit der Lösung des Versammlungs-saales verbunden, der allen erdenklichen Zwecken dienen soll, aber daneben zeigen sich im Laufe der Jahre charakteristische Speziallösungen, wie die Musikhalle in Hamburg von Haller und Meerwein, das Kurhaus in Wiesbaden von Friedrich Thiersch, oder der eindrucksvolle Bau der Nibelungenhalle, den Bruno Schmitz in Mannheim errichtet hat.

Der Theaterbau tritt in seiner Bedeutung im Vergleich zur ersten Hälfte des Jahrhunderts in den Hintergrund. Es ist bemerkenswert, daß die besten Leistungen von Weinbrenner, den beiden Langhans, von Fischer, Schinkel, van der Nüll, Moller, Laves, Semper, um nur einige zu nennen, Theaterbauten sind; an dieser Aufgabe entfaltete sich die stärkste Kraft der vorangehenden Jahrzehnte. Solchen Leistungen kann man nach 1870 eigentlich nur das Werk eines genialen Dilettanten an innerer Bedeutung gegenüberstellen: Richard Wagners 1876 geweihtes Festspielhaus in Bayreuth (ausgeführt von Brückwald). Es hat in architektonisch primitiver Weise einen Typus verwirklicht, der für die besten

Arbeiten der folgenden Jahre richtunggebend geworden ist, man braucht nur an die Theaterbauten von Max Littmann zu denken, wie das Schillertheater in Charlottenburg und das Prinzregententheater in München. Daneben bildeten sich tüchtige Spezialisten heraus, wie Heinrich Seeling (1852—1932) und „genialische“ Phantasten wie Bernhard Sehring, vor allem aber wurde ganz Deutschland überschwemmt mit Theaterbauten von Fellner und Hellmer, denen der Erfolg ihres Volkstheaters in Wien zum künstlerischen Unheil wurde, denn er verleitete sie zu einer Massenproduktion, die nur noch Routine bewältigen kann.

Dem repräsentativen Verwaltungsbau des Staates stellt die Stadt ihr Rathaus gegenüber. Zum Glück entwickelt es sich nicht im Sinne der Kuppelbauten des Staates, — nur in Hannover ist Eggert diesen Weg gegangen und ist dabei vielen Sünden unreifer Prachtliebe verfallen. Im allgemeinen begreift man noch, daß dem Rathaus ein bürgerlicher Zug gebührt, dem die Kuppel widerstrebt und nur der Turm entspricht, aber die Sicherheit, mit der die Städte früher den festlichen Ausdruck dieses ihres Bürgertums fanden, fehlt begreiflicherweise in einer Zeit, wo die Stadt vergebens um eine neue Form kämpft, die mit den Grundbegriffen der Kultur in Einklang gebracht werden kann. Es ist für Deutschlands bauliches Bild ein Unglück geworden, daß sich die meisten deutschen Städte gerade in dieser Zeit ein neues Rathaus bauen mußten. Zu Anfang dieses Bauabschnitts bestand wenigstens noch ein Gefühl für selbstbewusste Haltung. Hamburgs Rathaus, bei dem man Martin Haller (1835 bis 1925) wohl mit Recht die Führerrolle zuschreiben kann, vermag man den Eindruck einer stolzen Würde nicht abzuspüren, und Waesemanns schon 1869 vollendetes Berliner Rathaus kann sogar neben der Bestätigung seiner eindrucksvollen Stattlichkeit Anerkennung als Versuch einer selbständigen Leistung beanspruchen. Hätte jener Zeit ein natürlicheres und lebensvolleres Backsteinmaterial zur Verfügung gestanden, würde der Eindruck der Trockenheit, den man jetzt nicht leugnen kann, sehr gemildert sein.

Im Laufe der weiteren Entwicklung tritt die Vorliebe für eine romantische Auffassung der Rathausaufgabe immer stärker hervor; — auch bei geschlossenem Gesamtaufbau, wie z. B. im Stuttgarter Rathaus von Jassoy, werden die Motive gewollt kleinstädtischer. Als charakteristischen Grundzug aber finden wir den Übergang zur malerischen Gruppierung. Selbst ein Rathaus wie das Münchener, dem Hauberisser (1841—1922) anfangs eine sympathische ruhige Gesamthaltung gegeben hatte, wird vom gleichen Architekten zu einer reich gegliederten Gruppe erweitert, die durch das Übermaß ihrer malerischen Effekte jegliche Wirkung einbüßt. Pünger in Aachen und von Söven in Frankfurt a. M. wagten sich an große malerische Ergänzungsbauten der alten ehrwürdigen Rathäuser dieser Städte, am häufigsten aber sehen wir ganz neu erbaute Gruppen, die versuchen, die Stimmung der „deutschen Stadt“ einzufangen. Die deutsche Renaissance gibt dafür die beliebteste Note; in zahlreichen Wettbewerben wurde sie für diesen Zweck hin- und hergewandt, wobei ein Typus, der die Marke

„Reinhardt und Süßenguth“ trägt, sich als besonders zugkräftig erwies. Aus all diesem zierlichen Beginnen ragt das Leipziger Rathaus von Hugo Licht als handfeste Leistung hervor. Leider tut es im Streben nach interessanter Belebung zu viel, so daß manche kräftige Einzelheit im Schwall der Eindrücke untergeht.

Wenn man erkennen will, wie sich frühere Zeiten zum Problem der Baukunst gestellt haben, braucht man nur auf Rathaus und auf Kirche zu blicken, alle Regungen der Zeit finden hier ihren natürlichen Niederschlag. Man sieht, daß das Rathaus als Gradmesser des architektonischen Wollens in diesem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts keine entscheidende Rolle spielt: die neu emporsteigende Stadt, die es hätte charakterisieren müssen, hatte noch keinen Charakter, was Wunder, daß sich das in ihrem baulichen Symbol ausdrückt. Und etwas ganz Ähnliches kann man ebenfalls von der Kirche sagen. Auch in der Zeit von 1840—70 spielt sie, künstlerisch betrachtet, im Architekturbild keine sehr rühmliche Rolle, aber sie bewegt trotzdem das Gemüt der nach Gestaltung suchenden Menschen in hohem Grade; die Ehrfurcht vor den alten Domen erwacht aus langem Schlummer, in Speyer und Worms, in Köln, Ulm und Wien wird es lebendig, und wenn die Liebe sich auch oft recht ungeschickt gebärdet, wir fühlen doch einen idealen Hauch. Die Zeit von 1870—1900 hat zahllose Kirchen in die Welt gesetzt, es ist sogar ein gewaltiger neuer Dom dabei, aber kalt weht es einen aus dieser Produktion an: die rationalistische Zeit blickt auch aus den Kirchenfenstern. Ja, wenn man den seelenlosen Prunk jenes Domes, den Berlin neu erstehen ließ, als Gradmesser nimmt, kann man sogar sagen: die materialistische Zeit. Ohne Bedenken wird hier die ausgesprochene Form der Jesuitenkirche dem Dom des evangelischen Bekenntnisses zugrunde gelegt, weil sie die üppigste Form ist, die man bis dahin entwickelt hat. Daß das Gebilde weder zu seiner äußeren Umgebung, noch zu seiner inneren Bestimmung paßt, ist dabei nebensächlich. — Julius Kaschdorff (1823—1914) hatte durch seinen flotten Burgenbau in Cochem und den lebenswürdigen Anbau an das Kölner Rathaus die Augen auf sich gezogen; daß er plötzlich auf höchstes Kommando den Geist des Protestantismus würde baulich verkörpern können, war allerdings von vornherein ziemlich unwahrscheinlich.

Aber solche Unwägbarkeiten des Gefühls, die früheren Baumeistern ihre unsterbliche Kraft gegeben haben, spielen in dieser Zeit überhaupt kaum noch eine Rolle; niemand nimmt Anstoß daran, daß der gleiche Baumeister bald katholische, bald protestantische Gotteshäuser konstruiert, die Kirche ist ein Nutzbau wie jeder andere. Auch rein äußerlich schwindet in der Großstadt ihre dominierende Erscheinung; während der Maßstab aller anderen Bauten wächst, schrumpft ihrer. Er paßt sich den bescheiden abgegrenzten Gemeinden an, zu denen die Pfarrkinder organisiert werden, aber der bauliche Typus ändert sich nicht etwa entsprechend dieser äußeren Herabminderung, alle Kennzeichen der großen Kirchen mittelalterlicher Zeiten werden in kärglicherer Form beibehalten. Bei der katholischen Kirche ist das Sängen am mittelalterlichen Typus schließlich

begreiflich, weil er im Ritus seine Fortsetzung findet, aber auch für den protestantischen Kirchenbau galt der mittelalterliche Charakter als Vorbedingung, ja, wurde in dem Regulativ, das man als „Eisenacher Programm“ unter Mitwirkung erster Sachleute aufstellte, geradezu gefordert. Auf dieser Grundlage sind unzählige Kirchen entstanden. In Norddeutschland neben den ernstesten, aber kalten Arbeiten Friedrich Adlers vor allem die Erzeugnisse der Hannoverschen Backsteinschule, die durch Orth, Hubert Stier, Ogen und viele andere immer neue Werke in die Welt setzte, die den künstlerischen Ruf des edlen alten norddeutschen Backsteinbaus mehr und mehr untergruben. Ogen war der geistig beweglichste unter ihnen. Er hat sich redlich bemüht, Grundrisse zu entwickeln, die dem Ziel des einheitlichen Andachtraumes, den der protestantische Gottesdienst forderte, näherkamen, aber daß der protestantische Kirchenbau dieses Ziel in der Barockzeit bereits in glänzender und ihm ganz eigentümlicher Weise erreicht hatte, entdeckte man erst in den neunziger Jahren. Auf dem Berliner Kirchenbaukongress 1893 wurde das „Eisenacher Regulativ“ endlich beseitigt und 1898 eine neue Fassung nur in der Form von „Katschlägen“ durch die Kirchenregierung herausgegeben. Damit war wenigstens der Weg für das neue Jahrhundert freigemacht.

Es wäre unrecht, wollte man nach dieser den unlebendigen allgemeinen Zustand charakterisierenden Darstellung nicht einige Männer hervorheben, die den Durchschnitt deutlich überragen. Max Meckel und Josef Schmitz haben der Gotik in ihren Kirchenbauten reizvolle Wirkungen abgewonnen, weit fruchtbarer aber als die Gotik hat sich die romanische Formensprache erwiesen. Allerdings zeigt sich, daß man sie sehr verschieden sprechen kann: Christian Sehl hat sie beispielsweise so behandelt, daß man seine Garnisonkirche in Hannover beinahe für alt halten könnte, Otto March (Evangelische Kirche in Marienburg-Bayental) versteht es, trotz aller Strenge selbständig zu bleiben, während Franz Schwechten in seiner Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche eine Sprache spricht, die wie eine mangelhafte Übersetzung aus dem „Romanischen“ wirkt.

Was man dem Stil auch heute noch abzugewinnen vermag, zeigen am schönsten zwei Münchener Bauten: die St.-Anna-Kirche von Gabriel Seidl und die Maximilianskirche von Heinrich von Schmidt. Seidl hat es verstanden, die treuherzige Seite des Romanischen zu erfassen, die im Innenraum Mystik und Behaglichkeit in seltsamer Weise paart, Heinrich von Schmidt zeigt uns die ganze vornehme Feierlichkeit, die dieser Stil entfalten kann.

Spricht man aber einmal von sakralen Eindrücken aus dem München dieses Zeitabschnittes, dann darf man auch Hans Gräßel (geb. 1860) nicht vergessen, der im Innern seiner Münchener Friedhofshallen anknüpft an frühchristliche Architektur und dabei Wirkungen erzielt hat, die weitab von jedem theaterhaften Beigeschmack schlichte Größe und Weihe atmen.

Gräßel ist einer der wenigen, denen es gelingt, den Fluch zu brechen, der auf dem Friedhof dieser Zeitepoche liegt. Wenn man das steinerne Kapitel unserer

modernen Kulturgeschichte lieft, das auf den Gräbern dieser Zeit geschrieben steht, kann man wohl ein Grauen bekommen. Man sieht, wie die Industrialisierung unseres Daseins selbst vor der Totenverehrung nicht haltgemacht hat; und nicht nur das, der naturfremde Schein polierten Granits, der selbst bei den individuell gestalteten Grabsteinen alle warme Kunst durch kalten Materialprunk ersetzt hat, spricht zugleich von dem Geist des Materialismus, der als Gespenst auch über die Gräber dieser Zeit geht.

Ein Blick auf die Friedhofskunst läßt ahnen, wie es mit dem Durchschnitt der öffentlichen Denkmalsgestaltung bestellt ist. Das würde weniger auffallen, wenn nicht der siegreiche Krieg den Wunsch nach Verherrlichung bis in die kleinste Stadt und das bescheidenste Dorf getragen hätte. Was hier durch den Unverstand selbstzufriedener „Komités“ und den Geschäftssinn behender Vermittler hundertfach entstanden ist, können wir der „Kunst“ dieser Zeit nicht in die Schuhe schieben wollen, aber leider sieht die Sache in der Regel nicht viel tröstlicher aus, wo sie unleugbar am Werke war. Meistens trifft dabei den Plastiker die Verantwortung, der seinen reitenden oder stehenden Helden höchstens mit einigen Sockelfiguren beglückt, aber in den wichtigsten Fällen ist es doch der Architekt, der Sarbe bekennen muß.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt sich deutlich ein feiner Sinn für die Würde des Denkmals. Wenn wir in Gillys berühmten Entwurf für das Fredericus-Monument auch mehr eine geniale graphische Phantasie als einen fruchtbaren realen Denkmalsgedanken sehen, so weckte er doch das sehr richtige Gefühl, daß sich großes historisches Geschehen nur mit den abstrakten Mitteln des architektonischen Males vollwertig versinnbildlichen läßt. In Berlin trug diese Erkenntnis leider nicht ihre Früchte. Schinkels Völkerschlachtdenkmal auf dem Kreuzberg ist das wirkungslose Überbleibsel einer seltsamen Idee: es sollte, wie bereits erwähnt, aus einem Unterbau emporwachsen, der die Formen der „Neuen Wache“ zeigte. Wenn man das weiß, erscheint es als merkwürdige Fügung des Schicksals, daß dieser zweite Teil des zerschlagenen Gedankens zum Denkmal des Weltkrieges geworden ist. Aber in Süddeutschland entstand ein reines Architekturdenkmal von großer Prägung, die Befreiungshalle in Kelheim, die wohl verdient, ihrer Vergessenheit entrissen zu werden; und auch die Regensburger „Walhalla“ kann man in diesem Zusammenhang rühmend nennen, wenn sie auch zeigt, daß die von Friedrich Gilly übernommene Absicht, einen griechischen Tempel zum nationalen Symbol zu erheben, nicht dem deutschen Volksempfinden eingeht.

Neben dem reinen Architekturdenkmal tritt dann in der Münchner „Bavaria“ ein anderer Typus in bemerkenswerter Vollkommenheit hervor: die architektonisch gefaßte Kolossalstatue. Diese höchst gewagte Form des Males hat in Ernst von Bandels (1800—76) Hermanns Denkmal im Teutoburger Wald eine zweite Verwirklichung gefunden, der man neben der äußeren auch innere Größe nicht absprechen kann. Das gilt nicht nur von der volkstümlich empfundenen Gestalt,

sondern ebenso sehr von der Architektur des Unterbaus, der in naiver Ausbildung aber mit sicherem Instinkt, eine architektonische Haltung zeigt, die einem Riesental gemäss ist.

Man hatte also recht beachtenswerte Vorbilder in der unmittelbaren Vergangenheit. Aber von alle dem hat man nichts gelernt, als man das Nationaldenkmal auf dem Niederwald errichtete. Im Bestreben, möglichst viel auszudrücken, wird es redselig statt in die Weite zu rufen; es ist von jedem architektonischen Gefühl verlassen.

Man könnte fast glauben, daß sich die Architektur für ihre Vernachlässigung hätte rächen wollen, denn wenn sie später zur Verherrlichung des neuen Reiches zu Worte kommt, fällt sie ins entgegengesetzte Extrem und macht sich allzu anspruchsvoll bemerklich. Wir denken an Bruno Schmitz, in dem die Schwächen der Zeit besonders deutlich zum Ausdruck kamen, und der doch eine ihrer stärksten Begabungen war. Das hat er durch die Bauten der Berliner Gewerbeausstellung, durch die Städtebau-Wettbewerbe von Berlin und Düsseldorf, ja auch durch das vielverspottete „Rheingold-Restaurant“ in Berlin bewiesen, bei dem man nie vergessen darf, daß es nicht als „Bierkirche“, sondern als Kongressgebäude gebaut wurde. Auch für diesen Zweck war es natürlich viel zu „feierlich“, denn der wunde Punkt im Schaffen von Schmitz ist nirgends verkennbar: das Prunkbedürfnis der Zeit verleitet seine monumentalen Instinkte zum Pathos, das manchmal an die Grenzen des Schwulstes streift. Das hat ihm seine Denkmäler verdorben, wozu die Bildhauer, mit denen er arbeitete, ihr redlich Teil mit beigetragen haben. Aber der Kern des Mißlingens lag doch in dem Mangel an Maßstabsgefühl beim Architekten. Er erkannte die einfache Wahrheit nicht, daß es Motive gibt, wie etwa „der Baldachin“ (Porta Westfalica) oder „der Reitersockel“ („Deutsches Eck“), die einen inneren Maßstab haben, den man durch keine Übersetzung ins Kolossale zur Größe des Monumentalen zu bringen vermag. So ist er manchem schönen Punkt Deutschlands zum Verhängnis geworden, und doch sind seine Entgleisungen noch achtbarer als der gedankenlose Prunk, mit dem Begas und seine Gesinnungsgenossen ihren plastischen Patriotismus umhüllten.

Tragisch aber muten alle diese verpaßten Gelegenheiten an, wenn man sieht, daß es zur selben Zeit Beispiele dafür gab, wie man es machen mußte: Theodor Fischer errichtete am Starnberger See einen Bismarkturm, der groß, ernst und doch in seiner Festlichkeit beglückend über die Lande schaut, und Adolf Hildebrand zeigte im pantheonartigen Entwurf für das Berliner Kaiser-Wilhelm-Denkmal, wie man Größe mit architektonischen Mitteln wirklich zum Ausdruck zu bringen vermag. Die Abklärung, die dann an der Jahrhundertwende in der Auffassung der Denkmalsarchitektur einsetzte, kam leider für die Ernte des Krieges von 1870/71 zu spät.

Neben diesen repräsentativen Aufgaben, die dem Staatsgedanken, der Kultur, dem Bürgerstolz, der Religion oder dem historischen Gedächtnis dienen, gehen nun andere öffentliche Aufgaben einher, die einen sozialen oder wirtschaftlichen

Charakter tragen. Solt die Zeit für die erstgenannte Gruppe alles her, was sie an „Kunst“ zu besitzen glaubt, so ist diesen Aufgaben gegenüber das Charakteristische, wie sie erst nach langem Schwanken als solche anerkannt werden, die für die künstlerisch betriebene Architektur überhaupt in Betracht kommen. Die Schule unterscheidet sich lange nicht wesentlich von der Kaserne, dann wird sie unter der Führung der Münchener Anlaß zur Entwicklung einer malerischen Gruppe, die einem kleinen Rathaus oftmals nicht unähnlich sieht, und unter Ludwig Hoffmanns Händen wird sie in Berlin noch vornehmer. Die Badeanstalt ist anfangs eine freudlose Angelegenheit, dann geht sie durch eine Periode hotelhafter Luxusausstattung, bis Karl Hoescheder (1854—1917) dem Müllerschen Volksbad in München den Charakter eines heiteren, ins Grüne gebetteten Schloßchens gibt. Die Siechenanstalten und Krankenhäuser trugen anfangs deutlich das Gepräge ihrer traurigen Bestimmung. Gropius und Schmieden befreiten sie aus diesem Bann, dann wurden sie aufgelöst in Kolonien kleiner Pavillons und in Süddeutschland führte sie Hans Gräßel wieder auf den Charakter freundlicher barocker Klosteranlagen zurück, aus denen sie einstmals hervorgegangen waren.

Am ratlosesten stand man den wirtschaftlichen Nutzanlagen, wie Schlachthäusern, Kraftwerken oder Markthallen gegenüber. Hier war man im ersten Anlauf durch naive Massengestaltung zu Formen gekommen, die stark und kräftig wirken. Es gibt ganz frühe Wasserwerke in Breslau, Hamburg und (etwas später) in Bremen, die auch vor heutigen Vorstellungen in Ehren bestehen können. Dann aber begann man, solche technische Anlagen unorganisch zu erweitern und glaubte, sie durch das äußerliche Anbringen architektonischer Formen gesellschaftsfähiger zu machen — burgenartige Zutaten waren besonders beliebt — und allmählich wurde die Charakterlosigkeit ihr Charakter. Nur selten finden wir so ernsthafte Lösungsversuche wie Hugo Lichts Leipziger Markthallen, aber auch sie können ohne ein Bargello-Türmchen nicht auskommen.

Besondere Anstrengungen pflegte der Architekt für nötig zu halten, sobald er mit Eisenkonstruktion zusammentraf; allerdings nur auf seinem Gebiet, zu dem das Eisen nicht gerechnet wird, dessen Gestaltung Sache des Ingenieurs bleibt. Unausgesprochen gilt es als etwas Störendes, von dem man den Blick durch „Architektur“ ablenken muß. Das tritt vielleicht am schärfsten bei den Eisenbrücken hervor, deren fremde Linien man durch reiche Brückenportale mit dem Geist der Stadt, in die sie eingreifen, zu versöhnen sucht: das Gewissen ist beruhigt, wenn man in Hamburg vor die gewaltigen Doppelschleifen der Elbbrücke ein Stendaler Tor setzt, oder in Köln die schweren Eisenbogen der Hohenzollernbrücke durch romanische Burgtürme mit Groß-St. Martin „in Einklang bringt“.

Im Kreise der raumumschließenden Bauwerke können wir diesen Zwiespalt am deutlichsten bei den Bahnhofsbauten erkennen, die eine immer bedeutsamere Rolle im Stadtbild zu spielen beginnen. Franz Schwechten, der Architekt jener romantischen Hohenzollernbrücke, hat auf diesem Gebiet in jungen Jahren mit dem Anhalter Bahnhof in Berlin einen verheißungsvollen Anfang gemacht.

Ernst und einfach legen sich die Formen eines anspruchslosen Backstein-Kopfbaus vor die klargestaltete Halle. Aber dann kommt der architektonische Ehrgeiz. Wie anders sieht Hubert Stiers Backsteinaufmachung am Bremer Bahnhof aus, und nun gar der steinerne Prunk, den Frankfurt a. M. entfaltet, die italienischen Renaissanceformen, die in Dresden den Kern der Sache verhüllen, oder die rathausartigen Zierbauten, mit denen Reinhardt & Süssengüth den Hamburger Bahnhof verniedlichen.

Aber schon zeigt sich in diesen Bauten die überlegene gestaltende Macht des technischen Gebildes. Es ist nicht schwer zu sehen, daß in Hamburg der überzeugende Typus eines großen Durchgangsbahnhofes, in Frankfurt der überzeugende Typus eines großen Kopfbahnhofes, und in Dresden der überzeugende Typus der Kombination von Durchgangs- und Kopfbahnhof, gefunden ist, ja, es gibt Teilansichten dieser Bauten, in denen bereits die ganzen neuen Möglichkeiten der Eisenarchitektur in beglückender Weise deutlich werden.

Solche Zeugen reiner Ingenieurkunst beginnen am Ende dieses Zeitabschnitts, an Häufigkeit zuzunehmen. Sie wirken nicht immer befriedigend, weil sie meist mit Rücksichtslosigkeit nur auf ihre eigenen Interessen bedacht sind, aber es wächst der Kreis derer, die hier eine Macht heranrücken sehen, deren Entwicklung nicht eine Angelegenheit für sich ist, sondern eine entscheidende Angelegenheit für die Zukunft der Architektur. Diese Macht wirkt dadurch besonders unheimlich, weil sie anonym ist; weder die misrathenen noch die bewundernswerten Leistungen der technischen Konstruktionen knüpfen sich an einzelne Namen. Das verlangsamt die Erkenntnis, daß auch im Bereiche der Technik künstlerische Wirkung nur entstehen kann, wenn sich ihre unpersönliche Verstandesarbeit mit persönlichem Gefühl paart. Aber vielleicht ist es ganz gut gewesen, daß dies individuelle Gefühl des Künstlers nicht zu früh in die kühlen Überlegungen des Konstrukteurs eingriff; es mußte erst reif für diese neuartige Betätigung werden.

Alle die baulichen Aufgaben, von denen wir bisher sprachen, haben einen unpersönlichen Bauherrn. Soweit es nicht die öffentliche Hand des Staates oder der Stadt ist, kommen Gesellschaften oder Ausschüsse in Betracht; das Gebiet, wo der Einfluß einer bestimmten Persönlichkeit maßgebend bleibt, erscheint recht eng, wenn man auf der anderen Seite diese Fülle von Arbeiten sieht, die durch die Demokratisierung des Lebens hervorgerufen werden. Aber es ist ein für das Gesicht der neuen Großstadt sehr wichtiges Gebiet dabei: das Geschäftshaus. Seit der Mitte des Jahrhunderts löst sich in den werdenden Großstädten immer deutlicher die Wohnstätte von der Arbeitsstätte: das heißt mit anderen Worten, die „Citybildung“ beginnt. In der Kernstadt erobert der Laden mit immer weiter geöffneten Fensterflächen nicht nur das Erdgeschoss der Häuser, auch die oberen Geschosse dienen Geschäftszwecken, sie werden Büros. Ja, auch der Laden steigt mit der Vervollkommnung des Lifts immer häufiger zu ihnen herauf: neben dem Bürohaus entsteht das Warenhaus. Diese neuen Großstadtbauten werden ein sehr wesentliches Moment in dem Bild der Straße. Da sie vorzugsweise

die Ecken der Straßen einnehmen, geben sie gefährlichen Anlaß, an diesen Ecken die „Phantasie“ des Architekten zu zeigen, und ein wahrer Wald der verschiedenartigsten Erkerausbildungen und Türmchen erwächst in der „Gründerzeit“ an dieser Stelle. Die Vorliebe für „deutsche Renaissance“ begünstigte diese Neigung. Unter den Architekten von Ruf ist der Name Kayser und von Großheim unlösbar mit solchen Eckbauten verbunden; in reich übertriebener Form machten sie Schule und es wirkte schon wie eine Reform, wenn Hans Griesebach, der große Hoffnungen in ein frühes Grab nahm, die Eckrundung seines vielbewunderten „Faberhauses“ in der Friedrichstraße so bescheiden endigte, daß sie sich nicht silhouettierend gegen den Himmel hob.

Aber auch ernstere architektonische Folgen entsprangen dieser Geschäftshausentwicklung: eine Neuorganisation des Fassadensystems, die schließlich eine Loslösung vom Schema der Renaissance brachte. Diese Neuorganisation führte zugleich dazu, daß Bürohaus und Warenhaus sich nach entgegengesetzter Seite entwickelten. Beim Bürohaus wurde die Fensterachse der kleinsten Bürozeile das erzeugende Element des Fassadensystems. Sie war so bemessen, daß sie verdoppelt oder vervielfacht die jeweils in der Praxis nötigen Räume ergab. Das erzeugte Fensterbänder, geteilt durch gleichmäßig wiederkehrende Zwischenpfosten, also eine horizontale Gliederung der Fläche. Beim Warenhaus war das Problem des Schaufensters der Ausgangspunkt der Weitergestaltung. Je historischer ein Baustil sich an einem dieser Gebäude gebärdete, um so störender war natürlich das Aufreißen des Sockelgeschosses, von dem der historische Sinn gerade geschlossene Ruhe fordert. Der Gegensatz zwischen dem Sockel, in dem das Geschäftsinteresse die tragenden Pfeiler immer mehr zurückzudrängen suchte, und den mehr oder minder geschlossenen Wänden der Obergeschosse erweckte ästhetisches Unbehagen und führte zu Kompromissen und Konflikten. Sobald der ganze Bau als „Warenhaus“ Ladenzwecken diene, war man in der Fenstergestaltung der oberen Geschosse frei, die tiefen Räume forderten zu möglichst großen Belichtungsflächen heraus und ästhetisch lag es nahe, die Zusammengehörigkeit der Geschosse zum Ausdruck zu bringen. Das führte ganz logischerweise im Gegensatz zum Bürohaus zu einer vertikalen Gliederung der Fläche: die weit gestellten Pfeiler des Schaufenstergeschosses wurden zum beherrschenden Gerippe, dazwischen gliederte sich die Fläche über den großen Schaufensterscheiben durch ein eingesetztes System vertikal zusammengefaßter Fenster, das bis zum Fußboden herunter reichliches Licht in die oberen Stockwerke bringt.

Diese Konsequenzen hatte schon Schinkel in seinem Kaufhausentwurf zum Ausdruck gebracht. Als Alfred Messel (1853—1909) sie zum erstenmal in großem Maßstab bei seinem Berliner Wertheimbau zog, wirkte das wie eine Offenbarung. Alle Hoffnung auf einen neuen Stil, die in den neunziger Jahren überall zu erwachen begann, richtete sich auf Messel und man war heimlich enttäuscht, als er bei seinen Villenbauten und Bürogebäuden den „gotischen“ Geist gar nicht fortführte, den man so sehr begrüßt hatte. Was bedeuteten

hochkultivierte Leistungen wie das Haus Simon und das Verwaltungsgebäude der A. E. G., wenn man sich nicht selber treu blieb. Und doch blieb Messel sich selber treu. Was seinen Wertheimbau kunstgeschichtlich bedeutsam macht, ist nicht in erster Linie die ästhetische Formgebung, ihr haftet noch sehr viel Äußerliches an, sondern die Tatsache, daß Messel die neuen Möglichkeiten des Eisenbetonbaus an einem Bau zum erkennbaren Ausdruck brachte, der nur durch deren Anwendung eine seinen Zwecken entsprechende Form gewinnen konnte; daraus entwickelten sich die formalen Eigentümlichkeiten, sie waren nicht ästhetischer Selbstzweck. Wenn Messel diese Eisenbetonmöglichkeiten an einem Bau nicht in Anspruch nahm, dachte er gar nicht daran, die aus ihnen entwickelten formalen Eigentümlichkeiten nun wie eine losgelöste Sprache zu benutzen. Und gerade das war richtunggebend an ihm. Er verfiel nicht jener äußerlichen Modernität, die etwaige „neue“ Formen, die sich an einer Stelle aus Zweck und Material ganz gesund und natürlich erklären, nun ohne inneren Sinn zur Stilmarke stempeln. Diese Gesinnung machte Messel, äußerlich betrachtet, zum „Eklektiker“, denn seiner Zeit entsprechend lebte er in historischen Stimmungen, wenn ihn das Wesen seiner Aufgabe nicht in andere Bahnen riss, innerlich betrachtet, rundet sich gerade dadurch das Bild einer selbständigen Persönlichkeit.

Es ist sehr bemerkenswert, daß sich innerhalb der Sphäre der privaten Bautätigkeit die neuen Ansätze nur an dem Punkte zeigen, wo sich eine innere Umstellung der Lebensverhältnisse vollzog. Die andere Hälfte jener Spaltung zwischen Arbeiten und Wohnen, von der wir erst sprachen, das Wohnen, konnte sich auch in seiner losgelösten Form auf Vorbilder stützen, die nicht neu erfunden zu werden brauchten. Es ist sehr selten, daß sich fürstliche Herrscher in diesem Zeitabschnitt neue Paläste bauen, sie waren überreichlich versorgt, und doch verschwindet der Palastbau nicht aus dem Bilde der Zeit; ein neuer Mäzenatentypus hat sich herausgebildet: der fürstliche Industrielle. Wer die Architekturgeschichte in der Art betrachten will, wie man früher die Geschichte zu lehren pflegte, nämlich als Kette glanzvoller Haupt- und Staatsaktionen, würde sie in Berlin ablesen müssen an den Palästen der Herren Borsig, Pringsheim, Tiele-Winkler, Rudolf Mosse. Das Ergebnis ist durchaus nicht zu verachten. Besonders Lucaes Bau für Borsig erfreut heute noch durch seine Vornehmheit, aber auch Ebe (geb. 1834) und Benda, die bevorzugten Architekten solcher Paläste, haben wohl „etwas gekonnt“, ja, artistisch betrachtet ist es vielleicht ein besonderes Kunststück, daß sie beim Palais Pringsheim im Geist oberitalienischer Spätrenaissance mit Terrakotta und Goldmosaik, im Palais Mosse im Geist Schlüterschen Barocks und im Palais Tiele-Winkler im Geist der deutschen Spätrenaissance des Heidelberger Schlosses arbeiten konnten, ohne daß man ihnen einen Zwang anmerkte. Es waren talentvolle Leute, die beim Wiener Rathauswettbewerb den ersten Preis erhielten, und doch, was können sie uns wirklich sagen? Sie sind typisch für eine ganze Reihe vielbeschäftigter und leistungsfähiger Architektenfirmen dieser Zeit: Ende und Böckmann, Kyllmann

und Heiden, von der Hude und Sennicke, Kayser und von Großheim, Cremer und Wolffenstein, das waren einige der Gewaltigen, die von Berlin aus Norddeutschlands Bautätigkeit beherrschten, soweit man höhere Ansprüche machte.

Gurlitt hat mit Recht darauf hingewiesen, daß diese in der Architekturgeschichte ganz neuartige Firmenbildung kein Zufall ist, sondern ein für die Zeit sehr charakteristischer Zug. Die Geschäftsseite der Architektur entwickelt sich unter den immer komplizierter werdenden Verhältnissen der Großstadt zu einer eigenen Kunst, so daß eine Arbeitsteilung unvermeidlich wird. In fast allen ihren Werken handeln diese Firmen nicht mit Kunst, sondern bestenfalls mit Geschmack. Das ist aber ein großer Unterschied: das eine erwächst aus dem Bauwerk, das andere tut man zum Bauwerk hinzu.

Diese private Bautätigkeit zeitigt nun eine Bauerscheinung, die im ersten Augenblick gar nicht als etwas besonders Neues erscheint, die es aber doch genauer besehen ist: die „Villa“. Das ist etwas ganz anderes, wie das „Haus“. Man kann beispielsweise in einer Stadt wie Hamburg die Zeit sehr deutlich unterscheiden, wo sich der wohlhabende Bürger ein Haus und wo er sich eine Villa bauen ließ. Das erste geschieht mit großem Anstand; eine ganze Gruppe von Architekten, wie Haller, Meerwein, Stammann, Sauters, Hanssen, haben ihren Mitbürgern Häuser gebaut, die einen untereinander ganz verwandten Charakter tragen und uns eine bestimmte, auch heute noch ansprechende Kulturschicht deutlich spiegeln; dann kommt eine Periode von Villenbauten, deren jeder wahrscheinlich das besondere Wesen seines Eigentümers zu spiegeln glaubt, in Wahrheit aber spiegeln sie nur die Unklarheit seines Wunsches. Das „Haus“ hat seine Haltung verloren. Das freier gruppierte Gebilde, die Villa, will intimere Beziehungen zwischen Wohnung und Umgebung schaffen, aber sie hat das Wesentliche des Landhauses nicht begriffen: statt einen lebendigen Zusammenhang zwischen Haus und Garten herzustellen, schwebt sie auf hohem Kellergeschoss über ihrer Umgebung. Und sie hat auch das Wesentliche des Stadthauses nicht begriffen: statt des bewußten Abschlusses einer eigenen Welt streckt sie die Intimitäten ihres Innern nach allen Ecken ins Freie heraus. Das ist die „Villa“ in Anführungszeichen, geboren aus der mittelalterlichen Strömung mit ihren Giebeln, Erkern und Türmchen, aber erst gesäugt von der „deutschen Renaissance“, die diese Theaterrequisiten durch ihre Zierformen noch bunter hervorhob.

Es bedarf wohl keiner besonderen Betonung, daß es innerhalb der uferlosen Villenproduktion dieser Jahrzehnte in allen Teilen Deutschlands auch Leistungen gibt, die voll Reiz sind: vor allem hat die barocke Welle, die dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts die hauptsächlichste Färbung gibt, wohlthuende Wirkungen ausgeübt. Im ganzen aber berührt dieses Kapitel der Villa eine der hervorstechendsten und der wundesten Seiten im Architekturbild dieser Zeit der Zersetzung einer bürgerlichen Wohnkultur, die um so schärfer hervortritt, je einfacher die Ansprüche werden, um die es sich handelt.

Es war eine der schönsten Eigentümlichkeiten der Architekturentwicklung der ersten Jahrhunderthälfte, daß die anständige Gestaltung des einfachen Wohnhauses Gemeingut des baulichen Lebens genannt werden kann. Das war der Ausfluß und bisweilen noch der Nachklang einer Zeit, wo auch das einfache Haus für einen bestimmten Bewohner erbaut wurde. Mit der Entwicklung der Großstädte verschwand dieser Zustand; die einfache Wohnung wurde zur Massenware, die wie die Konfektion im Bekleidungsgerwerb für eine gedachte Menschenklasse zugeschnitten und auf den Markt gebracht wurde. Das Persönlichste im Leben des Menschen wurde entpersönlicht. So entstand ein wichtiger neuer Handelsartikel: das Mietshaus. Die Ausgestaltung dieses Handelsartikels ging so gut wie ganz ohne Mitwirkung des zünftigen Architekten vor sich. Immer mächtiger wurde jene seltsame Neuerscheinung im baulichen Bilde der Zeit, der Bauunternehmer, ein Mann, der, solange es eben ging, selber den Architekten spielte, und der, wenn es gar nicht anders ging, meist mehr Sklavenhalter als Bauherr des Architekten wurde. Die Wohnungsproduktion der Großstadt, insbesondere die Produktion der aus zwei und drei Zimmern bestehenden „Kleinwohnungen“, die etwa 80 Prozent der Wohnungen einer Großstadt ausmachen, geriet immer ausschließlicher in die Gewalt dieser Industriellen des Baugewerbes. Das bedeutete das Verschwinden des architektonischen Standesgefühls auf diesem Baugebiete. Der wahre architektonische Ehrgeiz spielte keine Rolle bei der Herstellung dieser Häuser, an seine Stelle aber trat ein scheinbarer architektonischer Ehrgeiz, der zum Geschäft gehörte, und der wurde der Keim zu Furchtbarem. Ganze Stadtteile von Mietshäusern verfielen der schäbigen Masquerade halbverstandener, billig imitierter Zierformen aus der Kumpelkammer aller erdenklichen Stile. Wenn man die Baukunst dieser Zeit für diesen baulichen Serepsabbat verantwortlich macht, so ist das, soweit die formale Seite in Betracht kommt, ungerecht. Es ist ähnlich, wie wenn man die Dichtkunst dieser Zeit für den Kolportageroman verantwortlich machen wollte. Der wachsende Großbetrieb der Menschenhäufung läßt auf allen Gebieten des Gestaltens die minderwertigen Produkte anschwellen und sich ballen —, aber während sie in der Literatur in den Papierkorb wandern und in der Malerei nach Bedarf an die Wand gedreht werden können, stehen sie im baulichen Bilde erbarmungslos und unverrückbar da und kompromittieren die Erscheinungen, die sie blöde oder frech nachzuäffen suchen. Davor muß man die Architekten dieser Zeit, gerade weil man an ihnen so viel auszusagen hat, in Schutz nehmen.

Aber das Erschütternde an dieser Entwicklung des Wohnungswesens ist, daß die architektonische Karikatur der Fassaden noch gar nicht das Schlimmste an ihr ist. Erst in dem, was hinter diesen Fassaden lauert, enthüllt sich das ganze Verhängnis: nicht die ästhetische, sondern die soziale und hygienische Seite dieses Mietshauswesens der Großstadt ist die Hauptsache. Und an diesem Punkte wird auch der Architekt mitschuldig; nicht als Baumeister, der das Haus errichtet, sondern als Städtebauer, der es nicht verhindert hat, daß es errichtet werden konnte. Der „Städtebau“ ist es, der in dieser Zeit versagt.